

Dokumentation

Ulrich Ladurner

Eine Nacht in Kabul oder was tut Herr Müller in Afghanistan?

27. September 2011 im Schauspielhaus Wien



Die Dokumentation wurde zusammengestellt und editiert von

Alexandra Toth und Walter Posch

Inhaltsverzeichnis

Ulrich Ladurner:	3
Jonathan Schools:	12
Thomas Preindl:	14
Ursula Werther-Pietsch:.....	15
Johann Pucher:.....	17

Posch: Herr Ladurner ist 1962 in Meran in Südtirol geboren, hat Politikwissenschaft und Geschichte in Innsbruck studiert, arbeitete als Journalist sowohl in Wien, Zürich und Rom und schrieb von 1992 bis 2000 vor allem über die Kriege am Balkan, seit 1999 ist er Auslandsredakteur der Wochenzeitschrift „Die Zeit“. Neben zahlreichen Berichten über Afghanistan, Pakistan, Lateinamerika, Italien, Irak und Iran liegt seit 2010 das Buch „Eine Nacht in Kabul“ vor.

Ladurner: Afghanistan war in den 70iger Jahren – wie viele vielleicht wissen – einfach ein Land, von dem viele geträumt haben und heute ist es ein Land, vor dem wir uns alle fürchten. Das fiel mir ein, man muss sich einfach klarmachen, dass es einmal ganz anders war und dass es ein Land ist, das 30 Jahre Krieg hinter sich hat, es begann 1979, aber es gab eben auch Leute, die in den 70iger Jahren dahin sind, auf dem Weg nach Indien und sich in Afghanistan sicher und wohl gefühlt haben.



Dies nur als Einleitung um ein bisschen den Schrecken zu nehmen von diesem Land, weil es ja auch viel Schrecken bekommen hat in den letzten Jahren und ich sage es auch deswegen, weil das, was ich jetzt in der Folge sage, weniger optimistisch ist, deswegen wollte ich einfach mit etwas Optimistischem einleiten.

Ich sage Ihnen ein paar Dinge zu meiner Arbeit: Ich war das erste Mal in Afghanistan im Dezember 2001, also nach dem Sturz der Taliban und bin seither eigentlich regelmäßig dorthin gefahren für meine Zeitung „Die Zeit“, so drei Mal im Jahr und das sind also Aufenthalte von zwei bis drei Wochen, so in der Richtung. Also es kam eine erkleckliche Anzahl zusammen. Das Buch „Eine Nacht in Kabul“ ist ein bisschen ein Resümee dieser zehn Jahre Arbeit, es hat nicht den Anspruch jetzt Afghanistan zu erklären oder die finale Analyse zu machen, aber doch glaube ich versucht es einen Einblick zu geben in dieses Land – nicht nur in die letzten zehn Jahre – sondern auch in die Geschichte des Landes, die weit zurückreicht und die glaube ich zum Verständnis der Gegenwart sehr wichtig ist. Ich möchte ein paar Stellen noch vorlesen, es wird keine Lesung, aber ein paar Stellen, die das Thema berühren, wollte ich doch vorlesen, zum einen Stellen, die das Buch ein bisschen verständlich

machen und zum anderen andere Stellen, dabei geht es um Deutschland. Dann vielleicht auch ein bisschen um Österreich und zum Schluss eine Stelle, da geht es um die Frage, was macht Herr Müller in Afghanistan? Warum ist man eigentlich da?

Aber lassen Sie mich noch einmal ein paar Worte sagen zur Erinnerung. Heute ist es ja so, dass wir alle das Gefühl haben die ganze Sache läuft sehr schief und ist eigentlich eine Katastrophe, wenn Sie sich zurück erinnern an den 11. September 2001, das war der Auslöser des Einsatzes in Afghanistan. Damals – ich kann mich gut erinnern – ich war dann am 13. September in Islamabad, ich kann mich an niemanden erinnern, der damals mit großem Optimismus in die Zukunft geblickt hat. Es gab niemanden, alle haben sich irgendwie gefürchtet, also man wusste, der Krieg wird wohl kommen, nach drei Wochen begann das Bombardement, aber es war glaube ich – und da liege ich falsch – insgesamt das Gefühl, man lässt sich auf etwas ein, das man vielleicht nicht kontrollieren kann. Man hatte die Geschichte noch präsent, die sowjetischen Besetzung und andere Geschichten, also ich glaube der Enthusiasmus, also man ist zu Beginn nicht mit großen Enthusiasmus rein gegangen.

Eine Sache, die mir sehr wichtig erscheint auch zum Verständnis, ist die, dass die Vereinigten Staaten von Amerika aus einem bestimmten Grund hinein sind, sie sind hinein, weil es einen Angriff gab, den 11. September, der gesteuert wurde aus Afghanistan und es gab für die Vereinigten Staaten klarer Weise eine Bedrohung, ein Sicherheitsinteresse, sie sind da rein, um eigentlich die Al-Kaida, die Terrororganisation Al-Kaida auszuschalten. Das war die Absicht, das war die ursprüngliche Begründung des Einsatzes. Die Europäer – und ich – wir können dann später in der Diskussion darüber reden, die Europäer sind ja eigentlich mit gegangen aus Bündnisverpflichtung, weil sie zum ersten Mal in der Geschichte der NATO wurde ja „Artikel 5“ ausgerufen. „Artikel 5“ besagt: Wenn ein Mitglied angegriffen wird, sind die anderen Mitglieder zum Beistand verpflichtet. Das heißt, die Europäer sind eigentlich nicht rein, sie haben sich nicht im Krieg gefühlt, mein Kollege kann das bestätigen, Amerika hatte das Gefühl wir sind im Krieg, in Europa fühlt sich bis heute keiner im Krieg mit Al-Kaida oder sonst jemandem. Das will ich jetzt auch gar nicht bewerten, ich will nur sagen, es ist wichtig zum Verständnis, dass die Europäer wie die Amerikaner aus ganz unterschiedlichen Gründen da hinein sind, aber unter dem Dach der NATO. Es war auch am Anfang nicht die

Rede von etwas, dass „Nation Building“ genannt wird, also Wiederaufbau des Staates, am Anfang war die Rede Ausschaltung von Al-Kaida, Dingfestmachung von Osama bin Laden, aber was dann weiterhin passieren würde, das war sehr unklar. Es gab sozusagen ein ungutes Gefühl und was passiert ist, war eigentlich „Mission-Creep“, also diese schleichende Erweiterung der Mission, am Anfang waren es ein paar Tausend Soldaten, europäische ein paar Hundert nur und dann wurden es immer mehr und heute stehen ja 130.000 Soldaten plus noch einmal, das darf man nicht vergessen, ungefähr 80.000 private Sicherheitsleute, die für private Firmen arbeiten, aber das ist noch einmal ein gesondertes Thema. Ich will sagen aus einem Einsatz, der geplant war zur Abwehr der Gefahr ist ein Projekt geworden einen Staat wieder aufzubauen. Das ist die Frage, ob das zwangsläufig ist, da können wir auch in der Diskussion darauf eingehen. Zwei Dinge sind dabei wichtig, das eine diese Ausweitung der Mission, das zweite dieser Unterschied zwischen USA und Europa und ich glaube dieser erklärt viel über den Lauf der Dinge in Afghanistan.

Ich lese nun eine Stelle aus dem Buch vor. Das Buch heißt „Eine Nacht in Kabul“, es beginnt an einem Abend, üblicherweise, wenn ich in Kabul bin oder war, wohne ich immer in einem kleinen Gästehaus, es heißt Hotel Kabul Palace, es ist kein Palast, aber es heißt so, und in Kabul – das ist eines der vielen Probleme – gibt es immer wieder Stromausfälle. Das Buch beginnt eigentlich damit, dass ich eine Karte gekauft habe. Am Beginn meiner ersten Reise nach Afghanistan habe ich eine Karte gekauft und ich habe auf dieser Karte immer wieder markiert wo ich war und ich schaue gerade auf diese Karte und das Licht fällt aus und dort beginnt das Buch und das Buch hört auf in dem Moment, wo das Licht zurück kommt. Also deswegen heißt es „Eine Nacht in Kabul“.



Ich lese nur eine Stelle vor, weil das sozusagen die erste Begegnung ist, mit Afghanistan. „Es ist kurz vor Mitternacht als das Licht in meinem Zimmer erlischt, ich bleibe am Schreibtisch sitzen und warte, den Stift in der Hand, über die Karte von Afghanistan gebeugt, die ich mir gekauft habe, als ich zum ersten Mal in dieses Land kam. Sie ist übersät mit Kreisen und Strichen, die ich im Laufe der Jahre gemacht habe, um Städte, Dörfer und Weiler

hervorzuheben. Darinkot, Musankanas, Binboldak, Simdant, Salang, Kunduz, Kandahar, Herat, Dasni, Kushk. An manchen dieser Orte bin ich mehrmals gewesen, an anderen nur einmal, an den meisten aber nie, weil es zu gefährlich war oder weil mir der Mut fehlte sie zu besuchen. Wenn das Licht wieder zurückkommt, denke ich, werde ich die Orte an denen ich nie war mit einem roten Stift markieren, dann werde ich sehen können, wie vieles mir in Afghanistan noch unbekannt ist, was mir alles noch fehlt, um behaupten zu können ich kenne das Land. Die roten Streifen markieren ein Scheitern. Im Dunkeln betaste ich die Karte des Papiers – inzwischen an verschiedenen Stellen eingerissen, an anderen ist es knittrig und abgenutzt. Es fühlt sich an wie ein matschiges Stück Karton, der sich jeden Augenblick auflösen kann. Alles in allem ein unbrauchbarer Gegenstand, trotzdem habe ich diese Karte nicht gegen eine neue eingetauscht, sondern immer bei mir getragen eng an meinem Körper in einer Seitentasche meiner Jacke oder in einer Tragetasche sicher verstaut und doch so, dass ich schnell auf sie zugreifen konnte, wie auf eine lebensrettende Medizin.

Manchmal, wenn ich wieder einmal nicht genau wusste wo ich war, nahm ich sie mit den leise gesprochenen Worten hervor, schauen wir mal, was du sagst. So vertraut war sie mir, so selbstverständlich war mir ihre Anwesenheit, dass ich sie behandelte wie einen Menschen, der sprechen und denken kann. Und tatsächlich, wenn ich mich auf sie einließ, wenn ich sie betrachtete wie jemanden, der trotz seiner Stummheit etwas zu sagen hat, sprach sie zu mir „Shindand, Shindand, Shindand“. Sie wiederholte ihre Worte so lange. In der Dunkelheit meines Zimmers lasse ich mich treiben von der Karte und den auf ihrer rissigen Haut aufgedruckten Namen. Shindand, Shindand, Shindand murmle ich vor mich hin, die Worte spannen sich wie das Fell einer Trommel und antworten auf jeden Schlag meiner Zunge mit einem dunklen Dröhnen, das mich immer weiter hinein lockt in diesen namenlosen Raum, an dem ich hoffe Afghanistan zu finden, denn das ist es ja, was auf der Karte steht: Afghanistan. Ja, so beginnt das.

Das Buch ist auch eine Geschichte der Desillusionierung und auch eine Geschichte – nicht der persönlichen Verehrung – aber ich würde sagen, es schildert eine Verehrung, die ich sagen würde, eine Verehrung des Westens in diesem Land. Beim Schreiben und auch beim Nachdenken über das Buch wurde mir immer klarer, dass man da tief hinein gegangen ist und dass man da zunehmend sich verloren hat und dass man eigentlich die Gründe, warum

man eigentlich da ist entweder vergessen hat oder man hat sie nie gekannt oder man hat sie nie verstanden.

Zur Desillusionierung wollte ich noch sagen, ich habe zu Beginn gesagt, also ich war jetzt kein Kriegsbefürworter, aber ich glaube, mir war damals klar, wie den meisten anderen, es wird, es muss eine Antwort geben auf diesen 11. September und diese Antwort wird militärisch sein und sie wird sehr wahrscheinlich Afghanistan treffen. Also dachte ich persönlich – das sei jetzt auch so als Journalist, der dann auch seine ab und zu mal Leitartikel schreibt und ähnliche Kommentare, ich dachte, wenn das geschieht, dann muss man schauen, dass man das Beste daraus macht. Die Überraschung war ja nicht die, dass die Taliban aus Kabul innerhalb von fünf Wochen verschwunden waren. Also viele Kriegsgegner hatten erwartet die werden da lange ausharren, das ist nicht passiert, plötzlich waren sie weg. Und dann setzte etwas ein, sie können sich vielleicht erinnern, es gab dann schon auch über die Medien vermittelt so, ich will nicht sagen Siegesfeiern, aber doch ein gewisses Gefühl der Genugtuung. Und es begann damals mit dem schnellen Fall Kabuls, aus meiner Sicht der Dinge ein Glaube an die militärische Macht und an die militärische Überlegenheit. Dieser Krieg ist ja mit einer hochtechnischen Mischung geführt worden. Also aus der Luft und mit Spezialeinheiten auf dem Boden, aber die Bodentruppen stellten ja die verbündete Nordallianz, und diese Verbindung aus archaischem Krieg und hochmodernen Waffen, da hatte man das Gefühl, das ist die Zukunft, es war ein Moment des Optimismus, das war der Moment, wo man sich verloren hat, in diesem Augenblick, wo man sich blenden ließ von der militärischen Macht.

Ich lese eine kurze Stelle vor, sie unterbrechen mich, wenn ich zu lang bin, ich habe keine Uhr. Da geht es nun um die Deutschen, aber es geht natürlich stellvertretend um die Frage, was macht man eigentlich da? Ich war schon ein paar Tage in Kunduz, ich bin über Land nach Kunduz gefahren und ich hatte mich dann kurz entschlossen aufgemacht zum deutschen Militärlager, unangemeldet und ich hatte viele Gespräche in Kunduz geführt und Eindrücke gesammelt. Kunduz schien mir sehr düster zu sein und Angst einflößend. „Durch die Gespräche, die ich an diesem Tag in Kunduz führte, zog sich eine dicke Schicht des Misstrauens. Ich rechnete nicht damit, dass mir irgendjemand die Wahrheit erzählte, doch bekam ich Hinweise, lauter Bausteine, die ich richtig

zusammen setzen musste, um ein einigermaßen treffendes Gesamtbild zu bekommen. Als ich im deutschen Lager ankam, war ich von der Aussichtslosigkeit des Einsatzes der Bundeswehr überzeugt. Doch dann traf ich die Deutschen. Sie redeten und redeten. Das Bild, das ich von Kunduz gewonnen hatte, hellte sich auf. Zuerst gab es noch ein paar dunkle Punkte doch nach und nach wurden sie vom hellen Licht deutscher Suggestionkraft überstrahlt. Als ich schließlich das Lager verließ, war es mir, als trete ich aus einer gigantischen



Waschmaschine. Ich war mit schmutzigen nach Hoffnungslosigkeit riechenden Kleidern gekommen, die Maschine entließ mich mit strahlend weißen Kleidern. Ich stank nach Optimismus. Es war wie ein Wunder, doch seine Wirkung hielt nicht lange an. Je weiter ich mich vom Lager entfernte, desto schneller beschmutzte mich die Wirklichkeit. Die Illusionen von Kunduz setzten sich binnen Stunden wieder als schmierige Schicht auf meiner Kleidung fest. Sie drangen bis zu meiner Haut vor und nun, da ich im Innenhof des Hotels saß und mir diese Schreckensgeschichten des Polizeikommandanten anhören musste, begannen diese Illusionen durch die Poren in meinen Körper vorzudringen. Ich fühlte, wie sich ihr lähmendes Gift in mir breit machte und mich in einen Zustand tauber Gleichgültigkeit versetzte.

Ich glaube wichtig an dieser Stelle ist, das sind diese zwei Wirklichkeiten. Ich sage einmal pauschal, wir als Journalisten haben natürlich immer das Problem gehabt, wie berichtet man aus Afghanistan? Es gibt die Möglichkeit selber hinzureisen, sich umzutun, das ist zum einen teuer, viele Medien leisten sich das nicht mehr, also da gibt es das Geld nicht. Also ich habe das Glück, dass meine Zeitung das finanziert und dann gibt es die eingebetteten Journalisten, die dann sozusagen innerhalb der Bundeswehr oder anderer Armeen oder Heeren sich bewegen. Da gibt es viel Kritik daran, ich teile diese Kritik, da kann man darüber reden, aber ich würde sagen es war immer schwierig ein Gesamtbild zu kriegen. Es gibt eine Wirklichkeit des Westens und es gibt eine Wirklichkeit der Afghanen und das Letzte, und dann komme ich auch zum Schluss, ich lese noch eine Stelle vor, was auch sehr wichtig erscheint ist sich in die Schuhe des anderen zu versetzen und zu überlegen, wie sieht er uns und wie betrachtet er uns und warum betrachtet er uns so? Das ist eine gute Übung, vor allem in Afghanistan. Und ich habe mehrmals in Afghanistan die Erfahrung gemacht, natürlich, wir, der Westen ist

da hin gekommen mit Versprechungen nach Demokratie, Menschenrechten, Wiederaufbau, Rechtsstaat. Aber aus der Sicht der Afghanen war das sozusagen eine weitere Invasion, also unter den Sowjets wurde ihnen Sozialismus versprochen und jetzt wurde ihnen Demokratie versprochen, also manchmal erscheint es einem so, wenn man, ich glaube, wenn man Afghane ist und dort immer gelebt hat, dann hat man das Gefühl jetzt kommt wieder ein Wanderzirkus in mein Land und man traut dem Ganzen nicht und ich glaube das Stichwort Vertrauen ist das Wichtigste.

Und ich glaube es wird auch nicht mehr gelingen unter der Mehrheit der Afghanen ein Vertrauen in diese Intervention oder in die Absichten des Westens herzustellen. Ich lese eine letzte Stelle vor, die ist ein bisschen länger, sie ist am Ende des Buches, spielt aber 2001. Also ich war damals, ich wollte an die Universität gehen, weil ich dachte, ich wollte Studenten sprechen, Professoren um deren Sicht der Dinge zu verstehen und einiges lernen und da entwickelte sich aber folgendes Gespräch:

„Ich treffe einen Professor und an diesem Professor fiel mir als erstes auf, der hatte einen abgetragenen grünlichen Anzug und er bemerkte, dass ich über diesen Anzug staunte und sagte unumwunden, den habe ich mir 1986 in Bulgarien gekauft. Dann gab er mir ein Zeichen, dass ich mich setzen sollte, wir waren also in seinem Büro, wobei er entschuldigend sagte, wir haben nur einen Stuhl außer meinem. Ich setzte mich auf diesen halb zerbrochenen, wackeligen Stuhl, der Professor ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder und während des nun folgenden Gesprächs hatte ich mehrmals das Gefühl, dass der Stuhl unter mir zusammen brechen könnte, was ich zu verhindern versuchte, indem ich mich mit den Füßen auf dem Boden aufstützte und mein Gesäß leicht anhub. Nach einiger Zeit bereitete mir das Schmerzen, Schmerzen in den Oberschenkeln, doch ließ ich mir nichts anmerken, ich wollte nicht aufstehen, das wäre mir unhöflich erschienen. Also blieb ich in dieser prekären Position sitzen und folgte den Ausführungen des Professors. Mit großer Leichtigkeit und einer sehr sichtbar zur Schau gestellten professoralen Würde führte er mich durch die Jahrhunderte afghanischer Geschichte, sprang in die Gegenwart, nur um dann wieder tief in die Vergangenheit seines Volkes einzutauchen. Er legte Verbindungen frei, die ich bis dahin nicht gesehen hatte, er öffnete Wege und schlug Brücken zwischen scheinbar unvereinbaren Gegensätzen. Gegen Ende seines Vortrages griff er mit wenigen gezielten Stichen die Selbstsicherheit des Westens an und schloss mit den Worten: „Nur wegen China

seid ihr hier, nur deswegen“. Ich musste mich einmal von seinen Worten erholen, der Stuhl unter mir knirschte, ich holte tief Luft und blickte in sein Gesicht. Der Professor strahlte mich erwartungsvoll an, als warte er auf Applaus oder eine ähnliche Bezeugung meiner Dankbarkeit.

Das ist alles sehr interessant sagte ich und rutschte auf meinem Stuhl hin und her. Ein lautes Knacken erfüllte den Raum, während ich aufsprang sagte ich zu dem Professor: „Darf ich aufstehen?“ Bitte, machen Sie das. Er wollte ebenfalls aufstehen und mir seinen Stuhl anbieten, doch ich lehnte ab. Bleiben Sie sitzen, ich bitte Sie. Ich trat einen Schritt zurück und dann sagte ich: Was Sie da gesagt haben, na ja, ich bin anderer Meinung – das war 2002, ja. Er hob interessiert die Augenbrauen und nun setzte ich zu einer Gegenrede an, die in Ton und Duktus den Charakter eines Vortrages hatte. Ich war selbst erstaunt darüber, dass die Worte so monoton aus mir kamen. Ich redete wie eine Maschine. Die USA sind von Al-Kaida angegriffen worden, der Angriff wurde aus Afghanistan gesteuert, die USA haben das Recht auf Selbstverteidigung, die Vereinten Nationen haben ihnen das zuerkannt, der Krieg ist daher ein legitimer Akt der Selbstverteidigung, außerdem haben die Taliban die Menschenrechte mit Füßen getreten, sie haben eine Tyrannei errichtet, es war richtig sie zu stürzen, die Mehrheit der Afghanen wollte es so.

Der Professor stand auf, ging auf mich zu, nahm meine Hand, mein lieber Herr, sagte er zu mir und schaute mich mit treuherzigen Augen an, sie müssen das alles gar nicht sagen, ich bin ja froh, dass sie da sind. Dann lächelte er, griff in seine Brusttasche und zog einen Ausweis hervor, schauen Sie, das bin ich. Ich blickte auf das Foto, aber erkannte ihn nicht. Ich erkannte ihn nicht. Er trug einen Bart, der ihm bis auf die Brust fiel, auf seinem Kopf saß ein Turban. Das sind Sie? Ja, das bin ich. Ich hätte Sie nicht wieder erkannt. Das glaube ich gerne, ich erkenne mich ja selbst nicht wieder. Wann ist das Foto aufgenommen worden? Erst vor ein paar Monaten. Sehen Sie den Bart, der ist genau in vorgeschriebener Länge. Ich sage Ihnen das, weil ich einmal eingesperrt wurde, weil mein Bart zu kurz war. Ich blieb in Haft bis mein Bart die richtige Länge erreicht hatte. Sie waren also die ganze Zeit hier? Ja, die ganze Zeit. Er ließ meine Hand los und sagte dann, die Taliban hatten mich von der Universität verbannt, ich hatte keine Arbeit mehr, am Ende verdingte ich mich auf dem Basar als Lastenträger, verstehen Sie nun, dass ich glücklich bin, dass sie hier sind? Ja, ich verstehe. Er ging wieder an seinen Schreibtisch und sagte dann lächelnd: „Aber ich glaube trotzdem, dass

sie nur wegen China hier sind, nicht wegen uns oder weil sie ein besonderes Mitgefühl mit uns hätten.“ Ja, so endet das Buch, es gibt noch eine Seite mehr, die lese ich jetzt nicht mehr. Vielen Dank für die Aufmerksamkeit.

Posch: Ich habe da jetzt vielleicht trotzdem nach, weil Sie die Situation der Deutschen in Kunduz geschildert haben. Es hat ja in Deutschland eine längere Debatte gegeben, eine lange Debatte, die zurückgeht schon auf die Balkankriege. Also Deutschland war – aufgrund der Geschichte, die es hatte – vorbelastet, was sie von uns Österreichern unterscheidet, wir haben immer nur „Leihgaben an die Geschichte“ gemacht, aber sind nie wirklich in die Verantwortung eingetreten. Und im Zusammenhang mit der Intervention in Afghanistan schreibt jetzt ein anderes deutsches Wochenmagazin unter Berufung auf eigene Recherchen, dass der damalige Bundeskanzler Schröder sich förmlich aufgedrängt habe.

Und Bundeskanzlerin Merkel hat vor kurzem gesagt: „Für eine freiheitlich demokratische Ordnung müssen wir bereit sein auch zu kämpfen. Die Ereignisse im Norden Afrikas hätten gezeigt, dass nicht nur in Europa und Amerika, sondern überall auf der ganzen Welt die Menschen nach Freiheit streben und Demokratien aufbauen wollen.“

Vor dem Hintergrund dieser Zitate, was hat sich da politisch, gesellschaftlich in Deutschland verändert? Ist jetzt das NS-Trauma beseitigt, überwunden, sodass man sich wieder getraut Kriege zu führen?

Ladurner: Ich versuche es kurz zu machen. Ich meine, das Problem ist ja bekannt, man hat, Sie haben es ja gesagt, man hat aufgrund der Geschichte, aufgrund der sechzig Jahre, Deutschland ist, ich sage es einmal so, kriegsentsöhnt, aus guten Gründen. Und es gibt eine Bevölkerung, die eigentlich – ich will nicht sagen pazifistisch – aber die vom Krieg nichts wissen will. Und es ist der Regierung über die Jahre gelungen Kriege zu führen, ohne es zu sagen, z.B. der rot-grünen Regierung damals die Intervention im Kosovo, hat ja der damalige Außenminister Fischer begründet mit einem zweiten Auschwitz, das ist ein starkes Argument, aber gleichzeitig war es dieselbe Regierung, die der Intervention zugestimmt hat, aber nur unter der Bedingung, dass die Flugzeuge auf 5.000 m fliegen dürfen, also sie haben für die Rettung von einem zweiten Auschwitz keinen einzigen Soldaten riskieren wollen, das ist die deutsche Angst vor der eigenen Öffentlichkeit.

Aber de facto ist die Bundeswehr, sie wird ja umgebaut zur Interventionsarmee, also die Wehrpflicht ist gefallen und das Wort Krieg ist mehrmals ausgesprochen worden, also es gibt, sage ich mal so, eine Gewöhnung Deutschlands an kriegerische Zeiten, das Hauptproblem für mich ist aber, dass sie nicht so recht wissen, welches ihre Interessen sind, und wie sie diese verteidigen sollen. Das scheint mir das Hauptproblem zu sein, die Libyen-Geschichte ist ein gesondertes Problem. Aber jede Regierung hat Angst Krieg in den Mund zu nehmen, weil sie weiß, die Bevölkerung ist da sehr skeptisch und damit kann man keine Stimmen gewinnen. Es gibt auf der anderen Seite eine wachsende Minderheit, glaube ich, die schon findet Deutschland sollte auch wieder kriegerisch oder interventionistisch sage ich mal, auftreten, um eben als Bündnispartner ernst genommen zu werden.

Posch: Jonathan Schools ist seit 1997 im Auswärtigen Dienst für das US-Außenministerium tätig, hat an verschiedenen Botschaften gearbeitet, vor Wien in Bern, in Valletta, in Mexico City, und hat auch im United States Marine Corps von 1980 bis 1984 gedient.

Schools: Wie habe ich das erlebt an 9/11? Ich war in Lettland, ich glaube wir alle, die meisten Menschen in der Welt, das war ein Schock, man konnte das nicht wahrnehmen, was da passiert ist, aber es war schon relativ schnell klar, das war ein terroristischer Angriff, das war das erste Mal von ausländischen Kräften in Amerika, dass so etwas passiert ist, in modernen Zeiten und ich glaube nach diesem Schock war vielleicht ein gewisser Ärger aber auch eine Angst, und ich glaube, das ist eine ganz normale menschliche Reaktion, man wusste nicht genau, was kommt als nächstes. Gibt es mehr Attacken innerhalb?

Und die Grenzen, man weiß, wenn man an diesem Tag geflogen ist, alles war still, keine Flüge rein oder raus aus Amerika, ich glaube drei oder vier Tage lang. Am Anfang war dass eine ganz menschliche Reaktion von allen, auch von der Elite, von der Regierungselite, aber es war ganz klar woher das kam, wer konnte das schon genau wissen, es war nichts Neues. Dieser Krieg gegen Terror hätte nicht an 9/11 begonnen, das war schon lange ein Faktum in der Welt. Was Osama bin Laden gesagt, oder wie er versucht das zu rechtfertigen,



er hat versucht Welten und Kulturen gegeneinander aufzuhetzen und ich glaube für einen kurzen Zeitraum hatte er vielleicht ein bisschen Erfolg mit dieser Taktik, aber ich glaube im Laufe der Zeit hätte jeder Mensch, jede Kultur begriffen, dass das von ihm eigentlich Hass war, Hass auf alles Moderne, Hass gegen das westliche Leben und er hat es viel mit Religion gemischt und Menschen sind ihm eine Zeitlang gefolgt, dass er für alle Muslime und für jeden, der etwas gegen die westliche Welt hatte. Wir sind reich, wir haben die Welt ausgebeutet im 18. Jahrhundert, nicht nur Amerika, europäische Großmächte und das hat gewisse Leute angesprochen, aber nicht viele und ich glaube, erst wenn man diese Angst überwunden hat und man erfasst hat, was da eigentlich los war. Nach 9/11, es war klar, dass es für Osama bin Laden, Al-Kaida war, die hatten Schutz von den Taliban. Vor 9/11 hatten die Taliban ein sehr altes Denkmal von tausenden Jahren zerstört, die haben versucht das Land hunderte von Jahren zurück zu setzen. Die Frauen hatten keine Rechte, es gab Scharia-Gesetz und eigentlich das Land war an den Abgrund getrieben, es hatte schon gelitten durch den Sowjetkrieg und für uns war klar, das war die nationale Sicherheit, wir mussten da eingreifen, wir mussten versuchen die zu stoppen, bevor die nächste Attacke kommt.

Und wie auch gesagt war, man ging da rein vielleicht „Mission-Creep“ oder ich glaube man ging schon rein und hat es gewusst, von unserer Geschichte anderer Kriege in Vietnam, dass man nicht reingehen kann, die Mission erfüllen und dann rausgehen kann. Das Problem in Afghanistan war, dass es dieses Gebiet gab, wo Kriminelle, Terroristen ihr Unwesen treiben konnten. Und besonders in Afghanistan, es gab keine zivile Bevölkerung, es gab keine zivile Regierung, das Land ist völlig instabil. Ein anderer Grund, dass Afghanistan sehr wichtig ist aber auch Pakistan das benachbarte Land, weil heutzutage haben wir nicht nur in Afghanistan, jeder weiß, Pakistan ist ein nuklearer Markt, es ist auch in dieser Region, auch in Afghanistan relativ instabil, die Taliban haben große Macht da und soweit Afghanistan instabil bleibt, das wird Pakistan auch instabil machen und das ist eine Gefahr nicht nur für Amerika, das ist eine Gefahr für alle und viele Länder haben Interesse, dass nukleare Waffen nicht in terroristische Hände fallen. So man hat es relativ von vorne herein gewusst, wir können reingehen, aber wir würden nicht in ein oder zwei Jahren rausgehen können.

Posch: Thomas Preindl ist seit 1991 Mitarbeiter bei der Caritas Österreich, ist Koordinator für humanitäre Hilfe, hat zahlreiche Auslandseinsätze absolviert, Langzeiteinsätze, im Kosovo

von 1999 bis 2001, in Afghanistan von 2002 bis 2004 und u.a. auch Kurzeinsätze in Pakistan, in Rumänien, Kenia, im Libanon, in Syrien, in Myanmar und im Südsudan.

Preindl: Es geht uns darum gemäß unseres Auftrages, des Mandates der Caritas ein Mindestmaß an Würde aufrecht zu erhalten, das jeder Mensch für sich in Anspruch nehmen kann. In Zeiten des Friedens, aber auch gerade in Zeiten des Konfliktes und des Krieges. Und das ist für uns der motivierende Leitgedanke und das spiegelt sich auch wieder in den vielen internationalen Standards zur Katastrophen- und Nothilfe. Also ich leite meine Erfahrung ab von meinem, also in Bezug jetzt auf Afghanistan, aus dem Jahr 2002 bis 2004, das war die Zeit, wo die Deutsche Bundeswehr noch in Kunduz stationiert war, ich selbst war damals in Masar-e-Scharif, das ist also auch in Nordafghanistan.



Wir sind als Caritas im humanitären Bereich tätig bzw. in der humanitären Hilfe. Was heißt das? Das heißt einerseits akute Nothilfe, sie müssen sich denken, also in Afghanistan hat es oder gibt es immer noch viele, viele intern Vertriebene, mehrere Millionen, zusätzlich Rückkehrer aus Pakistan und aus dem Iran also ungefähr sechs Millionen Menschen haben ja, das ist ein Viertel der Bevölkerung, haben Afghanistan verlassen während der letzten 20 Jahre, die sukzessive jetzt zurückkehren oder sogar zurückkehren müssen. Also wir haben diese Problematik der intern Vertriebenen, der Rückkehrer und natürlich auch selbst an der afghanisch-pakistanischen Grenze die Problematik der Flüchtlinge, also wir haben auch Flüchtlingslager betreut in der Region rund um Peshawar, also dort wo auch die Taliban ihren Nachwuchs lukrieren, also auch eine sehr sensible Region. Zur humanitären Hilfe kann man jetzt sehr viel sagen, es gibt eine Reihe von Spannungsfeldern in denen wir uns bewegen, ich möchte hier zwei erwähnen, das ist erstens einmal die Frage der Politisierung der humanitären Hilfe.

Humanitäre Hilfe wird nicht mehr als Wert an sich gesehen, sondern als Teil eines Instruments zur Erlangung außen- und sicherheitspolitischer Ziele zum einen, das sieht man sehr gut in Afghanistan und dann auch die Frage – eine heiß debattierte Frage – der

Militarisierung der humanitären Hilfe, wie es heißt, also das Vordringen der Militärs in den humanitären Sektor und die Frage, wie gehen wir damit um. Also, weil die Distanz, die operationelle Distanz im Einsatzgebiet zwischen dem zivilen Sektor und dem humanitären Sektor abnimmt und ganz einfach die Militärs ein „Player“ sind und das müssen wir auch zur Kenntnis nehmen. Wie habe ich Afghanistan wahrgenommen?

Das ist ein unheimlich interessantes, faszinierendes Land, geschichtlich betrachtet, kulturell, geographisch, an der Schnittstelle zwischen dem zentralasiatischen Raum und dem indischen Subkontinent mit dem Hindukusch als prägendes Element, faszinierend die Täler, im Winter genauso wie im Sommer, all diese Dinge, aber gleichzeitig ist es ein unheimlich brutales Land, brutalisiertes Land, wo von außen auch sehr viel Gewalt in das Land getragen worden ist. Deshalb glaube ich auch, dass Hilfsorganisationen gut daran tun professionelle Leute vor Ort zu schicken, die ein entsprechendes „Knowhow“ in den verschiedensten Bereichen Gesundheit, Ernährungssicherheit, Wiederaufbau und diese Dinge haben. Nur dann ist gewährleistet, dass auch ein gewisser Standard eingehalten werden kann. Ich persönlich glaube, dass die Aussichten für Afghanistan sehr schlecht sind, sowohl politisch wie militärisch als auch humanitär. Das einzige, was blüht ist die Drogenökonomie, der Nepotismus und die Korruption.

Posch: Ursula Werther-Pietsch ist Juristin, stellvertretende Leiterin der Abteilung VII.4 im österreichischen Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten. Ihre Arbeitsschwerpunkte umfassen unter anderem Politikkohärenz, Sicherheit und Entwicklung, Menschenrechte und Entwicklung, und sie ist auch die Initiatorin der Vienna 3C- Conference inkl. des 3C-Appeals.

Werther-Pietsch: Afghanistan, glaube ich, ist ein sehr, sehr gutes Beispiel für den 3C Ansatz. Ich möchte eine These zum besseren Verständnis dessen, was zivile Kräfte anspricht, auch mit militärischen Kräften zusammenzuarbeiten, voranstellen. Ich denke das „Bonner Agreement“ 2001 - das hat auch schon seine Fehler gehabt - und die folgenden zehn Jahre zeigen einen dramatischen Fehlschlag im strategischen Planen. Mein Kollege hier hat die Gründe für ein externes Engagement vorgestellt.



Natürlich, nach 9/11, musste man in diese Situation hineingehen mit einem langen Zeithorizont. Aber man hätte dazu auch sagen müssen, mit welchen strategischen Mitteln. Der lange Zeithorizont als Vorgabe – was rein militärisch schon untypisch ist – ist da vielleicht nicht ausreichend. Die Frage, was gibt es auf der zivilen Seite als Pendant, hätte gestellt werden müssen und ich denke, dass die letzten zehn Jahre zeigen, dass es dieses vernetzte komplementäre Denken einfach noch nicht gab.

Was bedeutet das für die Entwicklungszusammenarbeit? Man denkt immer, Sicherheit und Entwicklung, das sind zwei getrennte Welten, also gab es keine systematische Zusammenarbeit bisher und realpolitisch sehe ich die jetzt auch nicht unbedingt kommen. Was hätte sie denn bedeutet, wenn man sie gehabt hätte?

Hier komme ich zum österreichischen Beispiel des Drei-C-Ansatzes (coordinated, complementary and coherent interaction in fragile situations, engl. 3C), der besagt, man muss im Vorfeld sich gemeinsam ausbilden, man sollte gemeinsam versuchen zu planen, man sollte ein Lagebild machen, das Aspekte auch der Zivilgesellschaft mit einbezieht, sofern sie das auch bereit ist, zu leisten. Das heißt ein Zusammenfassen aller guten Kräfte, die sich unter dem Ziel umfassende menschliche Sicherheit versammeln, und dazu zähle ich auch das Militär. Diese Kräfte sollen abgestimmt in eine fragile Situation hineingehen und auch den Zeitrahmen gemeinsam entwickeln. Ich glaube, dass das ein Weg ist, den wir beschreiten müssen. Afghanistan zeigt, dass es durch das Nachhinken dieser zivilen Komponente zu einem – man kann es ruhig aussprechen – Desaster kam, und da stehen wir jetzt auch. Ich denke, dass das Vorarbeiten in diese Richtung, also des gemeinsamen Planens und Ausführens, durchaus sinnvoll sein kann. Wir hatten Militär, Justiz, Polizei, NGOs, Außenministerium usw. in einer Gruppe, haben uns da über ein halbes Jahr in Vorbereitung der „Wiener 3C“ Konferenz im Mai vorigen Jahres auch monatlich ein oder zwei Mal getroffen, um Regeln – Empfehlungen – für Interaktion von staatlichen und nicht-staatlichen Akteuren zu formulieren. Auch wenn das Endprodukt ein Kompromiss ist, kann er den Weg zeigen.

Posch: Johann Pucher ist Generalmajor des Österreichischen Bundesheeres, war unter anderem militärischer Berater für die österreichische OSCE Delegation, Koordinator für

internationale Hilfsleistungen, im Bundeskanzleramt im Büro für Sicherheitspolitik und ist seit März 2007 in der Generaldirektion für Sicherheitspolitik, deren Leiter er ist.

Pucher: Was macht das österreichische Bundesheer in Afghanistan? Das Engagement des ÖBH in AFGH hat schon eine lange Geschichte. Begonnen hat alles unter der blau-schwarzen Regierung im Jahr 2002, mit ungefähr 70 Soldaten. Dieser Einsatz stand vollumfänglich im internationalen und nationalen Rechtsrahmen. Unter dem Eindruck der Terroranschläge des 11. September 2001 in New York und Washington ging es darum, auf der Basis eines UNO-Mandats, solidarisch zu sein. Später haben wir das Kontingent zurückgefahren auf ein paar Stabsangehörige. 2005 hat das ÖBH die Parlaments- und Präsidentschaftswahlen durch die Beistellung von Wachkontingenten unterstützt.



Derzeit sind wir mit drei Stabsoffizieren im Land, zehn Personen hätte der Hauptausschuss des Nationalrates genehmigt. Damit sind wir – man muss schon mit der Lupe schauen – an der Wahrnehmungsschwelle, immerhin sind dort zurzeit etwa 130 000 Soldaten plus zigtausende andere ziviles „contracted personnell“ stationiert. Warum also unser Engagement in Afghanistan? Geht es um ein Mindestmaß an Solidarität?

Nicht die militärische Führung entscheidet das, das entscheidet die Politik. Dasselbe gilt auch für die Polizei, die mit acht Personen vor Ort ist. Ich selbst war noch nie in Afghanistan; ich bin am Grünen Tisch tätig und nähere mich dem Thema aus einer analytisch-sicherheitspolitischen Sicht. Warum beschließt die österreichische Bundesregierung seit Jahren, nicht mehr Leute dorthin zu schicken, obwohl wir massiv bedrängt wurden, mehr zu tun?

Es wurde von uns schon mehr erwartet, es wurde auf verschiedensten Ebenen interveniert, und trotzdem stellten wir nicht mehr Personal. Ich glaube, die österreichische Politik und die Bevölkerung sind der Auffassung, dass Österreich dort nichts beeinflussen könnte, selbst wenn wir 50 oder 100 oder noch mehr Leute hinüberschicken. Ich denke, die Politik und die Bevölkerung wollen nicht, dass wir zum Objekt in einem Krieg werden, der nicht ihr Krieg ist. Ja, natürlich decken wir mit unserer auch geringen Präsenz in Stabsfunktionen auch ein

Bedürfnis des Militärs im engeren Sinn ab: es kann näher mit verfolgt werden, was in AFGH abläuft. Das gestattet uns auch die Teilnahme an den Truppenstellertreffen der International Security Assistance Force (ISAF).

Es ist auch keine Änderung absehbar, ich sehe niemanden in der österreichischen Politik, der einen „Felgeaufschwung“ machen und sagen wird, dass wir uns verstärkt in Afghanistan engagieren sollen. Inzwischen haben die NATO-Staaten und die USA wohl akzeptiert, dass da nichts zu holen ist. Daher wird von uns erwartet, dass wir das durch Beiträge in anderen Einsatzräumen kompensieren, und das tun wir auch erfolgreich. Neben dem langjährigen Einsatz am Golan sind wir schon in Bosnien, im Kosovo, das ÖBH wird in Kürze auch im Libanon eingesetzt sein. Ein Einsatz in Libyen ist nicht absehbar. Es besteht zwar ein UN Mandat zum Schutz der zivilen Bevölkerung. Ganz wichtig war dabei die Einbeziehung regionaler Akteure, wie die Arabische Liga und die Afrikanische Union. Die Vorgangsweise der NATO mit dem Ziel des Regimewechsels, wird vieler Orts angewendet, sei jedoch eine Überschreitung oder zumindest eine Beugung des Völkerrechts, ein neues Experimentierfeld des internationalen Krisenmanagements, ein Ausloten, wie weit die internationale Unterstützung geht.

Wie sinnvoll sind solche militärische Interventionen in Zukunft überhaupt? Kann man die Ziele alleine durch einen Personalverluste vermeidende Hightech-Einsätze erreichen? Eine Frage, die immer wieder in der Diskussion über solche Einsätze aufkommt. Als junge Offiziere haben wir gelernt, dass man nur aus der Luft und mit Artillerie keinen Raum beherrschen kann, man muss Soldaten am Boden einsetzen. Das ist wohl nach wie vor gültig. Ohne Infanterie geht es nicht. Denn selbst bemannte Einsätze aus der Luft und besonders solche mit unbemannten Drohnen erzeugen immer wieder Kollateralschäden, und dann entsteht die tiefe Krise des Vertrauens in die ausländischen Einsatzkräfte. Das scheint ein normales Muster bei solchen Interventionen zu werden. Die Folgen sehen wir.

Darüber hinaus: Welche Ziele kann sich die internationale Staatengemeinschaft berechtigt setzen? Ist es überhaupt möglich, als ausländische Armee Frieden und Demokratie in einem kulturell und traditionell absolut differenten Umfeld zu schaffen? Und wenn ja, welche Demokratie wird gemeint, eine westliche Demokratie, eine gelenkte, eine katholisch geprägte, eine der Menschen der nördlichen Hemisphäre mit weißer Haut? Wir haben ja am

Beispiel des Irak gesehen, wohin eine vorgeblich rein auf Werten basierende Interventionspolitik führt. Was aber in jedem Fall in Afghanistan erforderlich ist, ist die Gewährleistung von Rechtsstaatlichkeit, es geht um den Aufbau von geordneter Verwaltung, des Justizwesens, des Erziehungswesens, es geht um all das, woran die Bevölkerung merkt, dass es besser wird. Das wird schließlich den Erfolg bestimmen. Ich glaube, die Menschen in Afghanistan beginnen langsam zu begreifen, dass sie im Jahr 2014, in dem der Truppenabzug durchgeführt sein soll, noch nicht alle Früchte der großen internationalen Bemühungen geerntet haben werden oder geerntet haben können.

Also insgesamt eine schwierige Situation, weil auch die Staaten, die Truppen stellen, ermüden. Es gibt überzeugende Studien, die aufzeigen, nach sieben Jahren Einsatz ermattet in der Demokratie der Wille, einen Einsatz fortzusetzen. Das klingt auch bei meinen Gesprächen mit Verantwortlichen etwa in Ungarn, Kroatien, oder Slowakei durch. Der Einsatz blutet die Verteidigungsbudgets aus, die Kosten für solche Operationen, und speziell für den in Afghanistan, sind enorm, personell und finanziell. Der Ausgang bleibt ungewiss.